

Werk

Titel: Recensionen und Anzeigen

Ort: Halle

Jahr: 1887

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?345572572_0010|log48

Kontakt/Contact

[Digizeitschriften e.V.](#)
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

✉ info@digizeitschriften.de

RECENSIONEN UND ANZEIGEN.

Oeuvres poétiques de Philippe de Remi, Sire de Beaumanoir p. p.
H. Suchier (Soc. des anc. textes). 2 Bde., Paris 1884 und 85.

Die Gesamtausgabe der poetischen Werke Beaumanoirs von Suchier wird allseits mit Freuden begrüßt werden, waren doch die beiden Romane seither in den für zwei englische Gesellschaften veranstalteten Ausgaben fast nur auf Bibliotheken zugänglich und die eine von Le Roux de Lincy besorgte in sehr schlechtem Text, während der von Bordier besorgte Abdruck der kleineren Gedichte auch Mancherlei zu wünschen übrig liefs. Jetzt kann man die gesamten poetischen Worte Beaumanoirs in sorgfältig emendierten Texten lesen, wobei eine ausführliche Einleitung über das Leben und die Werke des Autors auf das Genaueste orientiert, und Wörterverzeichnisse am Schlusse des II. Bandes die Lektüre erleichtern.

Die Einleitung giebt zunächst eine Darstellung des Lebens Beaumanoirs nach den erhaltenen Dokumenten, die hier etwas reichlicher vorhanden sind, als bei den meisten altfranz. Poeten. Die Geburt des Dichters setzt d. H. etwas später an als Bordier (gegen 1250 statt Ende 1246 oder Anfang 1247); vielleicht liegt auch hier die Wahrheit in der Mitte. Der II. Abschnitt beschreibt das einzige erhaltene Manuskript, der III. bespricht die Abfassungszeit der Werke und nennt die Litteratur über Beaumanoirs poetische Werke.

S. setzt die poetische Thätigkeit Beaumanoirs in die Jahre 1270—1280. Das scheint mir zu eng gegriffen. Ich hatte in meiner von Suchier erwähnten Dissertation (Rom. Stud. IV 367 ff.) angenommen, dafs der Name Jehan de Damartin kein fingierter sei, sondern der des späteren Grafen (1274—c. 1298), welcher zur Zeit der Abfassung des Romans noch Junker gewesen und für welchen der Roman überhaupt gedichtet worden sei. Der 'bons rois' Ludwig desselben Romans wäre dann der damalige König von Frankreich gewesen, welcher 1226—70 regierte, dem damit auch eine Huldigung von B. dargebracht worden wäre. Demnach wäre also der zweite Roman Jehan de Dam. vor 1270 verfaßt worden. Eine andere hohe Persönlichkeit des ersten Romans der Papst führt den Namen Urbain. Es liegt nahe zu denken, dafs B. den Namen des damaligen Papstes, Urbans IV. (1261—64) genommen habe, um so mehr als dieser geborener Franzose war. Ich schlofs daraus, dafs der erste Roman, die Manekine, vor 1264 gedichtet sei. Wenn man etwa 1248 als das Geburtsjahr annimmt, so wäre der Dichter bei Abfassung

eines ersten poetischen Werkes (*mout petit sai de clergie, Ne onques mais rime ne fis* Man. 32 f.) etwa 16 Jahre alt gewesen, was wohl nicht unwahrscheinlich ist. Suchier spricht sich über diese Vermutung nicht aus. Das Ave Maria möchte S. seiner Verwandtschaft halber mit dem Gebet des Königs von Schottland in der Man. in dieselbe Zeit, wie den Roman setzen, wofür mir auch die von mir (p. 408 f.) hervorgehobenen oft wörtlichen Übereinstimmungen zu sprechen scheinen. Aus der Beziehung des Conte de la Folle Largesse zu einer Stelle der Coûtumes scheut sich S. auf eine spätere Abfassungszeit dieses Werkes zu schließen. Mir schien diese Beziehung von durchschlagender Natur, zumal da eine ganze Zeile der Coûtumes sich fast wörtlich, wie ich gezeigt habe (S. 405), in dem Conte wiederfindet und der unvermittelte Anfang: *De fole larguece casti Tous ciaux qui en sont aati* mir auf eine an ihn ergangene Interpellation inbetreff dieser Stelle der Coûtumes hinzuweisen schien, welche er durch den Conte de la Fole Larguece beantwortete. Ich möchte also doch annehmen, daß derselbe etwa 1283 (dem Jahre der Vollendung des Coûtumes) verfaßt worden sei. Der erste Salut d'amors mit dem Namen 'Philippe de Beaumanoir' ist, wie auch S. annimmt, gegen 1280 anzusetzen, in welchem Jahre Philippe zuerst als 'Sire de Beaumanoir' erwähnt wird. Auch ist derselbe jedenfalls durch den zweiten Teil des Rosenromans beeinflusst, also nach 1275 verfaßt. Die beiden 'Fatrasiés', betrachtet S. jedenfalls mit Recht als das Werk eines reiferen Alters; die anderen kleineren Stücke, lauter Liebesgedichte, mögen in die Jahre 1270—80 zwischen Jeh. de Dam. und den I. Salut d'amors gehören.

In dem Abschnitte IV bespricht d. H. die Manekinesage¹ an der Hand eines reichen Materials, das mit großer Kunst gruppiert ist, und verfolgt die Sage von der ältesten erhaltenen Fassung der Vita Offae I bis zu den modernen Volksmärchen.

In den Abschnitten V—VII werden die Umformungen der Manekine in eine Chanson de geste, ein Mirakel und schließlich die Prosaauflösung durch Wauquelin besprochen.

Abschnitt VIII beschäftigt sich mit dem Stoff von Jehan und Blonde. Suchier sieht in dem Roman de Horn den Keim, aus welchem sich die Volks-erzählung des 13. Jahrh. entwickelte, die sich in einer Fassung in den Gesta Romanorum, in anderer in Jeh. de Dam. findet. In Abschnitt IX wird der Roman mit dem Roman Jehan de Paris verglichen, in dem sich derselbe Stoff wiederfindet; S. zeigt durch eine Vergleichung beider, daß der letzte eine Bearbeitung des ersteren ist. Im X. Abschnitt werden die kleineren Dichtungen nach Form und Inhalt besprochen.

Der Abschnitt XI giebt eine ausführliche Darstellung der Sprache des Dichters nach den Reimen, aus welcher hervorgeht, daß derselbe neben seinem heimischen Dialekt (v. Beauvoisis) auch Formen des französischen Dialekts gebrauchte.

¹ Suchier ist der Ansicht, daß Beaumanoir den Namen der Heldin: Manekine, den ihr der König von Schottland, da er ihren wirklichen Namen nicht kennt, beilegt, wie Wauquelin mit dem lat. *manca* in Verbindung bringe. Mir schienen (Rom. Stud. IV 355, Anm. 1) die Verse 7247 ff. wahrscheinlich zu machen, daß der Dichter den Namen als *main n'a k'une* deutete (cfr. V. 1339 *Menekine*).

Abschnitt XII handelt vom Versbau. Die einzelnen Versarten, von welchen natürlich der Achtsilber am häufigsten gebraucht ist, und die verschiedenen Strophenformen, welche bei den lyrischen Stücken zur Verwendung kommen, werden besprochen. Inbetreff des Verses, welcher im Lai d'amours und in der I. Fatrasie zur Verwendung kommt, muß ich mich anderer Meinung, als d. H. erklären. Dieser sieht in dem zu Grunde liegenden Vers der Elfsilbner, welcher von dem Dichter mit großer Freiheit behandelt sei, sodafs er sich erlaubt, *de remplacer assez souvent le premier membre du vers, qui devrait avoir, en cas de chute masculine de la césure, sept syllabes, et en cas de chute féminine huit, par un membre de huit syllabes à chute masculine ou de neuf à chute féminine.* Diese Verse, welche bei weitem am häufigsten vorkommen, sind ganz regelmäfsig gebaute Zwölfsilbner und dies ist meiner Ansicht nach der von B. gebrauchte Vers. Im Lai finden sich von solchen Zwölfsilbner mit Cäsur nach der achten Silbe 139 Verse unter 152. Davon sind 112 Zwölfsilbner mit männlicher Cäsur nach der achten Silbe¹, 7 Zwölfsilbner (10, 43, 81, 98, 103, 118, 119) mit epischer Cäsur (einer überflüssigen Silbe nach der betonten achten) und 20 mit lyrischer Cäsur nach der neunten (18, 19, 30, 39, 46, 49, 57, 59, 60, 63, 65, 70, 72, 74, 110, 112, 121, 132, 140, 141). Von den 13 Elfsilbner haben 8 männliche Cäsur nach der siebenten Silbe, 2 lyrische Cäsur nach der achten und 3 epische Cäsur nach der siebenten. Sie finden sich mit Ausnahme von 2 Versen zu Anfang des Gedichtes: 1—6, 9, 11, 15, 17 und 53, 152. Die beiden letzten Verse können auch anders aufgefaßt werden; V. 53 *Bele | Amours a vous m'envoie: || pour Dieu merci* ist ein Zwölfsilbner mit epischer Cäsur, wenn man den Hiatus nach *Bele* infolge der nach dieser Anrede stattfindenden Pause für zulässig hält.² Der letzte Vers des Gedichtes, V. 152: *S'atendrai tant merci, || dame, qu'il vous plaira* kann auch als Zwölfsilbner mit männlicher Cäsur nach der sechsten Silbe (Alexandriner) aufgefaßt werden, der die übrigen Zwölfsilbner wirkungsvoll abschließt. Diese Auffassung wird dadurch bestätigt, dafs, während sonst die Cäsur mit dem vorhergehenden Versschluß reimt, bei diesem Vers der Versschluß mit dem letzten Versschluß reimt. So betrachtet macht das Gedicht den Eindruck, als ob der Dichter aus dem ihm nicht geläufigen Versmafs des Elfsilbners mehrere Male (7, 8, 10, 12—14, 16) herausgefallen sei und dann von V. 18 an durchgehend den Zwölfsilbner angewandt habe; das Ganze schlofs er durch einen Alexandriner ab.

Auch hinsichtlich der I. Fatrasie bin ich der Meinung, dafs hier der Zwölfsilbner zu Grunde liege; die überwiegende Mehrzahl bilden auch 61 regelmäfsig gebaute Zwölfsilbner (unter 75 Versen) mit männlicher Cäsur nach der vierten und achten Silbe. Dazu kommen 2 Zwölfsilbner (5, 10) mit doppelter lyrischer Cäsur nach der fünften und neunten unbetonten Silbe und 1 Zwölfsilbner (43) mit einfacher lyrischer Cäsur nach der neunten (unbetonten) Silbe. Ferner ein Zwölfsilbner (9) mit doppelter epischer Cäsur nach der vierten und achten (betonten) Silbe und 1 Zwölfsilbner mit einfacher epischer

¹ Bei 7 Versen wird auslautendes nachtoniges *e* vor vokalischem Anlaut elidiert.

² Sonst liefse sich auch korrigieren: *Bele dame, Amours vous m'envoie.*

Cäsus nach der vierten (betonten) Silbe (bei der anderen Cäsus findet Elision statt). 2 weitere Zwölfsilbner (25, 30) haben die (männliche) Cäsus nach der fünften und achten Silbe:

- 25 Se ne vous gardés vous perdrés tout vostre argent.
 30 Je sai bien le cant d'Agolant et de Hiaumot.¹

So bleiben nur 6 Verse (13, 15, 47, 55, 62, 68), welche sich als korrekte Elfsilbner auffassen ließen; bei vieren ist aber auch die Möglichkeit vorhanden, sie für Zwölfsilbner zu halten, insofern die Elfsilbner 12 Silben zählen. Bei der Auffassung als Zwölfsilbner hätten 2 Verse (15, 55) nach der vierten und neunten (unbetonten) Silbe, ein weiterer (47) nach der vierten und achten (unbetonten), der letzte (68) nach der dritten und achten (unbetonten) Silbe lyrische Cäsus. Doch scheinen mir diese Unregelmäßigkeiten des Baues eine Emendation dieser Verse, wie der 2 übrigbleibenden Elfsilbner (13, 62) zu rechtfertigen, wie ja solche auch aus metrischen Gründen bei den anderen Werken haben vorgenommen werden müssen. Ich würde die 6 Verse deshalb etwa folgendermaßen ändern:

- 15 [Tres] simple et coie mout m'i guerroie vostre amour,
 55 [I]ceste poise decha plus poise que dela,
 47 [Ma] douce amie, je vous prie pour dieu merci,
 68 [Hé] sire maistre, estes vous prestre? couroune aves,
 13 [Ma] dame Aubree, ou est alee Marions,
 62 [Li] quatre² vaille! Il ne te³ caille, se tu pers.

So erhielten wir einen Zwölfsilbner (68) mit männlicher Cäsus nach der vierten und einfacher epischer Cäsus nach der achten Silbe, 2 (13, 62) mit männlicher Cäsus nach der vierten und einfacher lyrischer Cäsus nach der neunten, 2 (15, 55) mit epischer Cäsus nach der vierten und lyrischen nach der neunten und einen (47) mit lyrischer Cäsus nach der fünften und epischer nach der achten. Es ergäbe sich also für die Behandlung des Zwölfsilbners bei Beaumanoir, daß derselbe am häufigsten Zwölfsilbner mit männlicher Cäsus gebraucht und bei denen mit weiblicher Cäsus die lyrische und, wenn auch weniger häufig, die epische Cäsus anwendet. Bei den Zwölfsilbnern des I. Fat., welche eine doppelte Cäsus haben, können sogar lyrische und epische Cäsus in einem Vers zusammen vorkommen.

Im XIV. Abschnitt ist die Behandlung der Texte dargelegt, bei welchen d. H. mit Recht der Handschrift hinsichtlich des Dialekts und der Sprache gefolgt ist. Dann folgen die Texte, im I. Band die Manekine und die Prosauflösung von Wauquelin, im II. Band die übrigen Werke und als Anhang 3 Versionen der mit Blonde d'Oxf. verwandten Erzählung der Gesta Roma-

¹ Der erste von beiden ließe sich leicht zu einem regelrechten Zwölfsilbner mit Cäsus nach der vierten und achten emendieren: *Se ne gardés || vous perdrés || tout vostre argent*; bei dem zweiten sehe ich keine leichte Besserung.

² Als Würfeltouren haben die Zahlen den bestimmten Artikel. Vergl. *Veus tu geter por le troie Ou por le quatre*, Bartsch, Chrest.⁴ Sp. 361, 42f.

³ Ich würde des Konjunktivs *caille* wegen *te* statt des handschriftlichen *me* setzen.

norm. Drei Wortverzeichnisse enden den Band. Über die Sauberkeit des Textes, dessen Durchsicht nur geringfügiges ergeben hat, ein Wort zu sagen, ist bei Herausgebern, wie Suchier, und einem 'Commissaire responsable', wie G. Paris unnötig.

E. SCHWAN.

C.-M. Robert, professeur de français à Amsterdam, *Questions de grammaire et de langue françaises élucidées*. Amsterdam, C.-L. Brinkman (ohne Jahr). XI, 341 S. 8°. (M. 2,50).

Der vorstehende Titel kennzeichnet das Buch, das ihn trägt, nicht ganz zutreffend. Von den 23 in demselben vereinigten, unter einander nicht weiter verbundenen Abschnitten, die teilweise früher in der Zeitschrift „Taalstudie“ veröffentlicht waren, versuchen einige allerdings über schwierigere Punkte der französischen Grammatik Licht zu verbreiten, im Französischen waltende Grundsätze oder Gesetze festzustellen, in deren Lichte betrachtet als naturgemäß und folgerichtig erscheinen möchte, was für die erste Beobachtung den Schein des Willkürlichen an sich hat. Es überwiegt aber bei weitem das auf Erläuterung verzichtende Nachweisen von grammatischen und lexikalischen Thatsachen, die entweder noch nicht oder doch nicht in den verbreiteten Lehrbüchern und Wörterbüchern verzeichnet sind. Achtsames Lesen namentlich neuester Erzeugnisse der Erzählerkunst und lange geübte Lehrthätigkeit (mit der in ihr liegenden Nötigung zu fortwährendem Vergleichen der zu lehrenden und der dem Schüler geläufigen Sprache, sowie zum Prüfen der Unterrichtsmittel auf ihre Zuverlässigkeit) haben zur Ansammlung eines großen Vorrats von Beobachtungen geführt, die zu mustern recht anziehend, von denen für die Sprachbeschreibung Kenntnis zu nehmen rätlich, und die zum Ausgangspunkte weiterer, dem tiefsten Grunde zustrebender Untersuchung zu machen Aufgabe der Wissenschaft ist. Es ist zu wünschen, daß solche Art der Beschäftigung mit dem Französischen auch in Deutschland bei Studierenden und bei weiterstrebenden Lehrern über der, von mir gewiß nicht unterschätzten, Beschäftigung mit der älteren Geschichte desselben nicht verabsäumt werde. Sollten neue Lehrbücher für alle denkbaren und undenkbaren Unterrichtsstufen auch etwas minder dicht aufeinanderfolgen, das würde zu verschmerzen sein, wenn nur die spätern von den früheren sich durch Zuwachs an Ergebnissen eigener Beobachtung und durch besseres Verständnis des Beobachteten unterscheiden.

Die einzelnen Abschnitte des Robert'schen Buches sind nicht alle gleichen Wertes, einige hätten wohl ungedruckt bleiben dürfen, so der erste über französische Aussprache, der nichts gewährt, was man in zahlreichen deutschen Schulbüchern nicht besser geordnet und vollständiger fände, oder der letzte über die Aussprache einer langen Reihe von Eigennamen, der neben den Angaben mancher Wörterbücher oder anderer, jedem zugänglicher Hilfsmittel völlig überflüssig erscheint. Auch die beiden Aufsätze über „Doublets“ und „Wörtersippen“ sind, wenn sie auch anziehen mögen, wer von den besprochenen Dingen noch nie gehört hat, im ganzen doch recht unbedeutend und

lassen strengere Schulung vermissen; im letzteren hätte namentlich nicht so wüst durcheinander geworfen werden sollen, was uralter Überlieferung und was gelehrter Herübernahme verdanktes lateinisches Sprachgut und was erst französische, sei es volksmäfsige sei es gelehrte, Neubildung ist. Kaum günstiger ist der Abschnitt über Vergleichungsgrade und Vergleichungssätze zu beurteilen, in dem hie und da, aber nicht immer glücklich und offenbar nicht auf Grund eigener Kenntnis auf das Altfranzösische Bezug genommen ist; dafs es im Französischen einen Superlativ nicht und Komparative nur in sehr bescheidenem Mafse giebt, bedurfte ausführlichen Beweises nicht mehr; und was auferdem hier noch geboten wird, ist geringfügig, nicht gut geordnet (wie kommt z. B. die Erwähnung des seltsamen *plus tôt que plus tard* „je eher desto besser“ dahin, wo sie S. 108 sich findet?) und ohne Gründlichkeit behandelt.

Nützlicher namentlich durch Vorführung fleifsig gesammelter Beispiele sind die Abschnitte über den bestimmten Artikel (z. B. vor Ländernamen), über den Plural der Familiennamen, über die Stellung des attributiven Adjektivs; doch war auch hier gröfsere als die aufgewendete Anstrengung erforderlich, wenn es zu einer wirklichen „Aufklärung“ kommen sollte; es heifst nicht aufklären, wenn man von dem sogenannten Teilungsartikel in *on lui rendait des dix francs et des quinze francs* nichts zu sagen vermag als: *il ajoute une certaine énergie à l'expression*; und was die Stellung des Adjektivs betrifft, so würde auch mit der Gewinnung eines unfehlbaren Kriteriums, nach welchem es attributiv hier vor, dort nach dem Substantiv zu stehen hätte, die Aufgabe nicht gelöst sein, so lange nicht erkannt wäre, warum einem bestimmten Verhältnis zwischen Substantiv und Adjektiv die Voranstellung, einem andern die Nachstellung des Adjektivs entspricht. Gewifs ist gerade mit Bezug auf diese Schwierigkeit hier Mühe nicht gescheut; doch scheint mir das Entscheidende, das ich noch immer da finde, wo ich es vor Jahren gefunden habe (Ztschr. f. Völkerpsych. 1868 S. 167) hier nicht getroffen. Vieles was nicht zusammengehört, stellt der in mancher Hinsicht lehrreiche Abschnitt über Adjectiva in adverbialer Funktion zusammen; auch ist hier wieder der Mangel an sprachgeschichtlicher Schulung spürbar und an Selbständigkeit gegenüber unhaltbaren Aufstellungen Brachets; *long* kann nicht lat. *longe*, *sec* nicht *sicce* sein; über *il ferait beau voir* darf ich wohl auf meine Verm. Beiträge 180 verweisen. Das Kapitel von den persönlichen Fürwörtern giebt neben ganz Landläufigem (2 und 3) willkommene neue Beispiele einer weniger allgemein bekannten Erscheinung, dazu auch eine beachtenswerte, blofs die Sache nicht völlig erschöpfende Erklärung; nicht minder bemerkenswert ist manches zur Lehre von den Possessiven und von den übrigen Fürwörtern Beigebrachte, freilich auch hier läfst die Bestimmung des Sinnes gewisser Wendungen, die Fassung der aufgestellten Regeln manches zu wünschen, und die Erklärung der Thatsachen wird meist unversucht gelassen. (Besonders sei aufmerksam gemacht auf *autrui* als Subjekt, auf die eigentümliche Verwendung von *quelconque*, wovon S. 145 und S. 147 die Rede ist). Auch die Bemerkungen, die dem Verbum gelten, bringen manche beachtenswerte Gallizismen zur Sprache; die Mängel der Darstellung bleiben die nämlichen, die schon oben zu rügen waren. Aus dem Übrigen hebe ich noch hervor den Gebrauch von *à même*, den zu erklären nicht unmöglich, von

Robert nicht versucht ist; die nicht recht zutreffende Bestimmung des Gebrauches von *comme, puisque, parce que*, wobei so unklare Redensarten wie *cause objective* und *c. subjective* nicht, oder doch nur nach bestimmter Darlegung des damit verbundenen Sinnes hätten gebraucht werden sollen, und die reichlichen Beispiele vom Gebrauche einer Menge Interjektionen, wozu auch viele kurze in die Rede eingeschaltete imperativische, präpositionale Ausdrücke gerechnet werden, deren Bedeutung in der Rede oft eben so schwer genau zu bestimmen ist, wie es Mühe kostet ihre jetzige Funktion aus ihrem eigentlichen Sinne zu erklären (*allez! par exemple!* u. dgl.). Gänzlich außerhalb des Bereiches der Grammatik bewegt sich die reichhaltige Sammlung volkstümlicher Vergleiche, die man wiederum etwas kommentiert wünschte, wo es not thut. Manches zu den besten Wörterbüchern Nachzutragende mag man auch in den langen Reihen adverbialer, mit Präpositionen gebildeter Redensarten finden, die den 21. Abschnitt füllen; aber der gröfsere Teil des Gesammelten ist doch längst verzeichnet, und wahrhaft verdienstlich war eine neue Zusammenstellung nur, wenn sie die Massen nach der Funktion der verwendeten Präpositionen ordnete, und in dieser Hinsicht ist nicht genug gethan. Erwähnt sei endlich die Zusammenstellung der Namen, die bei den Franzosen im Laufe der letzten Jahrhunderte der Stutzer getragen hat, vom *mignon* bis zum *pschutteux*.

A. TOBLER.

Drei bergellische Volkslieder von Prof. H. Morf herausgegeben in den „Nachrichten von der königl. Gesellschaft der Wissenschaften und der Georg-Augusts-Universität zu Göttingen“. 18. Febr. 1886.

Das eine von diesen Liedern, die *Maitinèda* von Roticcio, hat der verstorbene Prof. G. Maurizio in seiner *Stria* (Bergamo, 1875) zum großen Teil bereits abgedruckt, während die beiden übrigen (der *Sang des Schmids* in 20 und das *Lied einer Heiratslustigen* in 12 Versen) noch nie veröffentlicht wurden und sicherlich nur sehr wenigen Bergellern bekannt sind. Ich selbst habe in meiner frühen Jugendzeit jene *Maitinèda* oft gesungen, hingegen von einem andern Volkslied in bergellischer Mundart niemals etwas gehört. Es ist für mich daher begreiflich, wenn es viele Mühe kostete, zwei ganz in Vergessenheit geratene Lieder zusammenzubringen. Auf den Inhalt derselben trete ich nicht ein, wohl aber auf die sie begleitende, ziemlich ausführliche Formenlehre des Bergellischen.

Herr Prof. Morf hat seiner Zeit (Gött. gel. Anzeigen, 15. Okt. 1885) meine an dieser Stelle (VIII 161—204) veröffentlichte Abhandlung über „die Lautverhältnisse des Bergellischen“ einer mehr als abschätzigen Kritik unterworfen. Er erhob sogar Zweifel an der Richtigkeit meiner Angaben und bezeichnete unter Anderem den § 25 als rein phantastisch für das Oberbergellische. Gegen eine solche Verdächtigung meiner Glaubwürdigkeit hätte ich sofort gern öffentlich protestiert, da ich durch Zeugen (cfr. Zeitschr. f. rom. Phil. VIII 162 n.) den Beweis zu erbringen im Stande bin, dafs kein einziges Wort in meine Arbeit Aufnahme fand, welches nicht von einem Einwohner des bezüglichen

Dorfes für, in der mitgeteilten Form üblich erklärt wurde.¹ Die übrigen zahlreichen Gegenbemerkungen, durch welche Herr Morf meine bescheidene Arbeit teilweise nach Richtungen weiter ausführte, die zu verfolgen nicht mein nächster Zweck war, glaubte ich mit Stillschweigen übergehen zu dürfen, da von ihnen gilt: *qui prouve trop ne prouve rien*, und die eifrigen Verbeugungen des Herrn Recensenten nach gewisser Seite hin erraten lassen, woher die Wucht der Streiche gegen meine anspruchslose Erstlingsarbeit rühre. Wenn ich nun bis jetzt schwieg, so geschah es, weil ich vernahm, Herr Morf wolle selbst eine Schrift über das Bergellische publizieren. Alsdann dachte ich, er werde wohl Gelegenheit nehmen, seine Behauptungen und Insinuationen besser zu begründen. Er fand sich indessen nur veranlaßt, nochmals zu betonen, meine erwähnte Arbeit sei so ziemlich wertlos. Es wird mir daher verstattet sein, an verkehrten Behauptungen in der Formenlehre des Bergellischen von Herrn Morf zu zeigen, daß er nicht berufen war, mir Vorwürfe zu machen, wie die erwähnten. Denn seine Formenlehre entbehrt oft der Genauigkeit und zeigt, daß Herr Morf sich gewaltig irren kann. Ich will dies hier durch einige Beispiele bekräftigen.

Als Pluralreste auf *a-* (78,28) führt er neben *la leña* etc. auch *la croda* an, das aber gar kein Nomen ist, sondern ein Verbum mit seinem Personal-Pronomen (= sie fällt, von *crudä* resp. *crudär*, vergl. meine Abhandlung §§ 19, 117, 171 und Stria 3,24 etc.) Als Beispiel für den Plur. fem. werden u. A. (78,30) *lam piña* und *lam matän* genannt. Nun versichern mir die Herren Sekundarlehrer Stampa in Borgonovo und Kaufmann Maurizio in Vicosoprano, daß ein Artikel *lam* im Oberbergell nirgends zu Hause sei.² Das Nämliche kann ich für das Unterbergell wiederholen. Beim Personalpronomen führt Herr Morf auf die Aussage des verdienten Prof. Maurizio für die 1. Pers. Sing. *mi* als allein in Bondo gebräuchlich (79 n.) an, während dort dafür Jedermann *i* in Verbindung mit dem Verb (meine Abhandlung § 23, 124, 131) anwendet, dem freilich *mi* als Verstärkung vorgehen: *mi i sum štač*; *mi i vöi quišt q nq quql* oder nachfolgen kann: *i andrā dumän mi*; *i sum štač sü mi, ma ti nq*. In Stria 93,13 liest man allerdings: . . . *ca mi qual pudaštä a da fü*, was jedoch fehlerhaft ist, da es heißen sollte: *i a da fü*. Unmittelbar nachher (Str. 93,15) hat Prof. Maurizio *mi 'v al dig* geschrieben, wobei er mit dem Apostroph die Auslassung des *i* angedeutet zu haben scheint. (Die weitere Stelle Str. 97,22 *nun a santì* ist ebenfalls inkorrekt und wäre in *nu i a santì* abzuändern.) Als absolutes Personal-Pronomen (frz. *moi*) wird freilich nur *mi* angewendet (Str. 117,29; 130,25).³ Merkwürdigerweise will dagegen Herr Morf allem Anscheine nach jenes Pronomen *i* den Sogliern zuschreiben (79,27), welche, sofern sie nicht der jüngeren Generation angehören,

¹ Ich gestehe zwar, daß es bisweilen schwer fällt, ein Wort ganz genau anzugeben, wie es von den meisten Leuten gebraucht wird. So saß ich einmal in einer zahlreichen Gesellschaft von Bondnern, in der über das Wort *cüram* eifrig debattiert wurde. Einige sagten, *cüram* sei allein richtig, Andere waren eher für *cöram*. Tags darauf kommt ein alter Bondner dazu, das Wort in meiner Gegenwart zu gebrauchen und spricht deutlich *cüram* aus. Dieses wählte ich nun, obwohl es festzustehen scheint, daß einzelne Leute von Bondo an dessen Statt *cöram* anwenden.

² Auch nicht vor labialen Wortanlaut? Red.

³ Es ist dies eine Eigentümlichkeit des Dialekts von Bondo,

sich immer noch mit einem deutlichen *gē* behelfen. Einen Ausdruck hat er ferner ganz falsch transkribiert und ausgelegt. Man vergleiche *věsa* (80,7), das sogar als Ausnahme angeführt wird und übersetzt durch „hätte ich“ (sic!). Dabei ist auf Str. 3,21 hingewiesen, wo aber deutlich zu lesen steht: *Ah! casa vessa mai?* Auf deutsch: Ach! was sehe ich denn? Von einem „hätte ich“ keine Spur. Anderswo (Str. 12,19 etc.) findet man wohl *vessa*, doch kein *věsa*. Zum Schluss nur noch zwei Bemerkungen. Das Verb *tsär* (86, 12) in der Bedeutung von „öffnen“ kennt, wie Herr Tierarzt Giovanöli mir schreibt, kein Mensch in Soglio, wo Herr Morf sich eine Zeit lang aufgehalten hat und es leicht erfahren konnte, hätte er mit der Genauigkeit gesammelt, die er Andern abspricht. Desgleichen würde er wahrscheinlich die absurde Note auf S. 87 sich erspart haben, wenn er meine Arbeit über das Bergellische (§ 1^a n. 2) zu konsultieren nicht gescheut hätte. Er behauptet nämlich, daß in der Sprache der Bondner (sic!) die Endung *-ar* beim Inf. der III. Konj. (z. B. *vęnt* statt *vęndar*, *tęnt* statt *tęndar* u. s. w.) oft weggelassen werde. Das wäre am Ende ganz schön und recht lombardisch, allein bis zur Stunde hat meines Wissens kein einziger Bondner je auf jene Endung verzichtet. Herr Präsident Picenoni in Bondo teilte mir seiner Zeit mit, es komme nur in Castasegna vor, daß man *pęnt* statt *pęndar* etc. sage.

A. REDOLFI.

Giornale Storico della Letteratura Italiana. Vol. VII (Anno IV) fasc. 1—2. 1886.¹

Fr. Novati, *Nuovi Studi su Albertino Mussato. II.* Nachdem in dem ersten Abschnitte die wissenschaftlichen und litterarischen Verhältnisse in der Marca skizzirt worden, aus denen Mussato hervorwuchs, beschäftigt sich dieser zweite mit seiner Geburt und Familie. Novati acceptiert das Geburtsdatum Gloria's (1262), zeigt aber, daß Mussato nicht in S. Daniele d'Abano das Licht erblickt hat, wie Gloria wollte, sondern in Padua, und beweist überzeugend (wennschon etwas breit), daß die illegitime Geburt eine Fabel, und Albertino nicht der Sohn Viviano del Musso's, sondern Giovanni Cavalerio's war. Mussato war zuerst Beiname des Dichters, der erst dann auf die Familie überging. Novati vermutet schließlic, daß er ihn erhielt, weil Viviano del Musso sein Pate gewesen sein wird, vielleicht auch, daß er mit der Familie del Musso verwandt war, woraus sich dann die Entstehung jener Tradition über seine uneheliche Geburt erklären würde.

A. D'Ancona. *Il Teatro Mantovano nel Secolo XVI.* Schluss einer umfangreichen Publikation von Dokumenten über Theater und Schauspieler in Mantua unter den Gonzaga, deren Hof durch die besondere Liebhaberei dieser Fürsten vom Ende des 15. bis in die zwanziger Jahre des 17. Jahrh. den wahren Mittelpunkt der Schauspielkunst in Italien bildete. Die Doku-

¹ Wegen Mangel an Raum mußte in den vorangehenden Heften der Zeitschrift die Berichterstattung über mehrere Hefte dieser und anderer romanistischen Zeitschriften ausgesetzt werden. Red.

mente sind zumeist aus dem mantuaner Archive, welches seit den Arbeiten Baschets fort und fort eine reiche Fundgrube interessanter Nachrichten für Litteratur und Kunst geworden ist. Der vorliegende Abschnitt von D'Ancona's Arbeit behandelt die lange Geschichte der Vorbereitung und Auführung von Guarini's *Pastor Fido*, die nach vielen Verzögerungen 1598 zu Stande kam.

B. Zumbini, *Le Egloghe del Boccaccio*, berichtet eine Anzahl von Fehlern in Hortis' Auffassung und Erklärung von Boccaccio's Eclogen und fügt interessante und feine Bemerkungen über die Gedichte hinzu, über den Geist, der sie erfüllt, über Entlehnungen und Anklänge an Virgil, Dante, Petrarca. Die 7. und 9. Ecloge geben Gelegenheit zu einer Auseinandersetzung über Boccaccio's politische Ansichten; es wird gezeigt, wie er die Sache des Kaisertums von der der deutschen in Italien dienenden Soldtruppen völlig trennte, so daß er sogar seinem Daphnis, d. i. Karl IV. die verächtlichsten Äußerungen über die letzteren in den Mund legt. Dieses bestärkt Zumbini in der Überzeugung, daß auch Petrarca in seiner Canzone *Italia mia* nicht das Kaisertum angreifen wollte, wenn er sich gegen das Söldnerwesen wendete. Eine Abhängigkeit der Ecloge von der Canzone scheint mir trotz der Ähnlichkeiten nicht erwiesen, und diese sind auch durch die Gleichheit des Gegenstandes allein erklärbar, so daß wir auch für die Datierung von Petrarca's Gedicht nichts mit Sicherheit schliessen können. Übrigens glaube ich immer noch, daß, wenn auch Petrarca's *Italia mia* gegen die Söldner geht, der *nome vano senza soggetto* doch das Kaisertum sein kann, nicht als Institution, sondern in seiner damaligen Entwürdigung und so wie es den Söldnern, z. B. der großen Kompagnie Landau's als Aushängeschild diente. In solchem Sinne hat ja Petrarca wirklich anderswo das Kaisertum einen leeren Namen genannt; s. Ztschr. III 586, n. — Zumbini's Deutung von Ecloge X, die er selbst allerdings nur als Vermutung giebt (p. 133), dürfte sich nicht leicht mit Boccaccio's eigener Erklärung im Briefe an Frate Martino vereinigen lassen; nach der letzteren ist Lycidas ein verstorbener Tyrann (*quidam olim tyrannus*), Dorilus ein Gefangener. In der Ecloge sagt Lycidas: *per Pana deum, non sordida lædunt Munera Plutarchi, quantum mala nota furentum, Quos genui calamos inter ranasque palustres*, d. h. die Qual der Hölle peinige ihn weniger als der üble Ruf seiner tyrannischen Nachkommen (was an Dante's *Farinata* erinnert); demnach sollte man doch glauben, daß Polypus Sohn des verstorbenen Lycidas ist, was zur Deutung des letzteren auf Midas (Acciaiuoli) nicht paßt. Ein genauer Kenner der Zeitgeschichte würde wohl diese Persönlichkeiten feststellen können. — Am Schlusse vergleicht Zumbini Boccaccio's und Petrarca's Eclogen bezüglich ihres künstlerischen Wertes, und tadelt mit Recht Hortis, daß er Boccaccio's Gedichte höher stellen wollte, während sie die Fehler und fast nichts von den poetischen Schönheiten der *Bucolica* Petrarca's haben.

E. Pèrcopo, *Laudi e Devozioni della Città di Aquila*. Diese zum Teil dramatischen Lauden sind enthalten in jenen ehemals von Monaci bekannt gemachten Ms. der Nationalbibliothek zu Neapel, aus welchem Pèrcopo kürzlich 4 religiöse Poëme publizierte. Den Abdruck der Lauden, den er damals versprach, beginnt er hier mit drei Stücken.

VARIETÄ: C. Canetta, *I Testamenti di Bonvicino da Riva*, publiziert die beiden Testamente des alten mailändischen Dichters, die, bereits 1872 von Caffi bekannt gemacht, dennoch gänzlich unbeachtet geblieben waren. Sie sind von 1304 und 1313, während man bis dahin kein jüngeres Datum über Bonvesin als 1291 hatte; sie zeigen, daß der Dichter wirklich dem dritten Orden der Humiliati angehörte, wie die spätere Grabschrift sagt, daß er (da es ein Laienorden) zwei Mal verheiratet, und daß er Magister war, ferner daß er sich in günstigen Vermögensverhältnissen befand. — A. Graf, *Per la Novella 12ª del Decamerone*. Dieser interessante Artikel klärt den tieferen Sinn der Satire in der Novelle von Rinaldo von Asti auf, dem das Gebet zu S. Julian, nach einem unglücklichen Abenteuer, nicht bloß gute Herberge, sondern auch Geld und eine schöne Freundin verschafft. An Stellen besonders alter französischer Gedichte wird nachgewiesen, wie im Mittelalter der Aberglaube S. Julian zum Gewährer und Beschützer leichten Liebesglückes machte, weil dieses nach der volkstümlichen Vorstellung mit zur guten Herberge gehörte. — A. Luzio, *Lettere di Amarilli Etrusca*. Mitteilungen über die Stegreifdichterin Teresa Bandettini aus Lucca (mit arkadischem Namen Amarilli Etrusca), aus ihren Briefen an Bettinelli von 1794—1805. — G. Sforza, *Lettere Inedite di Giovanni Fantoni, tra gli Arcadi Labindo*, 7 Briefe aus den Jahren 1806 und 1807; Brief 2 und 3 enthalten Urteile über Alfieri. — A. Neri, *Un codice musicale del secolo XVI*, Nachricht von einer Hs. der Universitätsbibliothek in Genua.

RASSEGNA BIBLIOGRAFICA: E. Montet, *Histoire Littéraire des Vaudois du Piémont* (Renier). R. Sabbadini, *Guarino Veronese e il suo epistolario* (Novati, mit Nachrichten von einigen Codices, welche Briefe Guarino's enthalten). F. G. De Winkels, *Vita di Ugo Foscolo* (Mestica, weist zahlreiche Irrtümer und Mängel nach).

BOLLETTINO BIBLIOGRAFICO.

COMUNICAZIONI ED APPUNTI: E. Pèrcopo, *A proposito di una lauda*, zeigt, daß das von Salvioni im Arch. Glott. IX 23 publizierte Gedicht zum Teil mit einer Lauda Jacopone's identisch und aus dieser umgestaltet ist. — R. Renier, *Nota sulle bellezze della donna*, giebt als Ergänzung zu des Verfassers Buch *Il tipo estetico della donna* einige andere Stellen mit Aufzählungen von Elementen der weiblichen Schönheit. — A. Neri, *Le Memorie di Gerolamo Zanetti*, teilt aus diesen Memoiren, die die Jahre 1742 und 1743 betreffen und jetzt im Archivio Veneto erscheinen, einige Notizen, besonders über Litteratur und Musik mit. — R. Fornaciari, *Risposta Personale*, Entgegnung auf V. Bacci's Recension seines Buches *La Letteratura Ital. nei primi quattro secoli*. Es folgt eine Replik Bacci's.

CRONACA. Zu Anfang ist aus der *Nazione* wiedergegeben eine Nachricht Bartoli's über eine Redaktion von Pietro Alighieri's Dante-Commentar im Cod. Ashburnham 841, welche umfangreicher als die bekannte, und in welcher an einer Stelle Beatrice ausdrücklich als eine Portinari bezeichnet ist. Es wäre ein Zeugnis vor Boccaccio, wie man deren noch nicht besaß, wenn man es nicht etwa, wie Bartoli bemerkt, hier mit Interpolationen aus späterer Zeit zu thun hat.

A. GASPARY.

Romania XV^e année, 1886. Janvier.

I. G. Paris, *Guinglain ou le bel inconnu*. Von einer für den 30. Bd. der Histoire littéraire bestimmten Abhandlung über die zum Cyclus der Tafelrunde gehörenden Romane in Versen ist hier der auf den Guinglain bezügliche Teil vorläufig veröffentlicht. Dieses Gedicht, das man um der wiederholten Einschaltung persönlicher Ergüsse willen wie mit dem Partonopeus so auch mit dem Joufroi zusammenstellen darf (und von dem eine verwendbare Ausgabe sehr erwünscht sein würde), wird sorgsam mit seinen Verwandten, dem englischen „Beaus Desconus“, dem italienischen Carduino, dem deutschen Wigalois verglichen und der Versuch mit Erfolg unternommen, den ältesten Bestand der Geschichte, sowie die Herkunft und die anderweitige Verwendung ihrer Bestandteile festzustellen. Der Verfasser, dem auf das Zeugnis des Romans von Guillaume de Dole hin auch das bei Raynaud unter No. 1635 verzeichnete Lied zugeeignet, und der dem Anfang des 13. Jahrh. zugewiesen wird, wird als Angehöriger des Geschlechts betrachtet, das in der Person des Guischart de Beaulieu schon vor der Mitte des 12. Jahrh. einen Pfleger französischer Dichtkunst gestellt hat. — 25. A. Thomas, *Les Proverbes de Guilem de Cervera, poëme catalan du XIII^e siècle*. Ein höchst dankenswerter Anfang der manigfachen philologischen Arbeit, die der wichtige Text verlangt, ist hier gemacht. Das Gedicht liegt doch endlich in vollständigem Abdrucke der einzigen Handschrift vor und zwar in einem Abdruck, der den Eindruck großer Zuverlässigkeit macht; doch will ich nicht verhehlen, daß an einigen Stellen die zwei Freunde, denen ich eine Abschrift des nämlichen Textes verdanke, mir besser gelesen zu haben scheinen, so um von Gleichgültigerem zu schweigen: 55a *vols*, 62d *meron*, 77d *en un loc*, 78c *mets la lengü' ades*, 91c *Be ue hom*, 145b *lengñs (lengues)*, 168d *mal*, 176a *vists poms dos*, 211b *iovenicieyl*, 224a *conceyls*, 247a *Quet*, 262a *Ja*, 280d *Not*, 288d *pois*, 312c *Ne a ta*, 317d *Car de tu fe Cas'a sos obs; si bona Casa'no es, perts te*, 418c *Lengua*, 419a *nuada* (frz. *nouée*), 423b, d *jutgar, lapidar*, 427d *pus sasiracios (P)*, 438b *Ni pes*, 439c *queus*, 445c *E si fas*, 481a *questia*, 504 *Ho*, 520d *repentirs terdats*, 540d *El foyls*, 544b *descasça d. h. d'escassã* (Krüppel), 560d *Dieu, car l'als*, 585a *pel*; auf Strophe 585 folgen in der Handschrift diejenigen, welche bei Herrn Thomas die Nummern 600—613 tragen; 632d *punch* mit einem *o* über *u*, 645c *ab esfrey*, 741c *Si en*, 838d *ses claror* (l. *Can l'olis fail, dese Princeps es ses claror*), 937a *quel reys*, 1019a *desempare*, 1073d *C'au*, 1150a *S'Aristotils*, 1154c *vinens*. Besonders oft scheint die Handschrift dem Leser Zweifel zu lassen, ob er am Wortende ein *s* oder bloß einen Schnörkel ohne Bedeutung vor sich hat; auch *y* und *g* mögen kaum zu unterscheiden sein. Übrigens ist die Handschrift nichts weniger als sorgfältig, und der Text bedarf gar sehr der Verbesserung; die hat ihm denn auch der Herausgeber oft mit viel Geschick und auf Grund guter Kenntnis der Sprache angedeihen lassen, aber ich bin weit entfernt ihn deswegen jetzt überall zu verstehen oder bloß an den wenigen Stellen dunkel zu finden, wo ein *sic* oder ein Fragezeichen andeutet, daß auch andere keinen Rat wissen. Vielleicht hätte doch eine fortgesetzte Beschäftigung mit dem Denkmal den Herausgeber noch auf weitere annehmbare Vorschläge oder andere Auffassung des Überlieferten gebracht. Hier einige Einfälle meiner-

seits: 56d *deu far*, 85b *tir'a*, 120c *la longa*, 148d *Bes*, 195b *En me casa m*, 233a *Con cuias*, 362c *Espers*, 396d *Faras*, 400c *bon afi C'ab vil femn'a repaus*, 412c *Que s'ab respos selvatge Fa so*, 419c *aturada*, 452a *cutcha* (beeilt sich), 453a *pegat* (= *pagat*), 454d *pro* oder *trop*, 469b *a l lops a l'anyel*, 483d das Komma nach statt vor *en luy*, 493c das Komma vor statt nach *ave*, 496d *L'ase*, 556a *poblats*, 570c *n'en guabar Malparlier*, 733b *peits*, 740c *Cosseyl äut non as*, 749c *aten*, 809b *lo s'en port*, 823c *prechs*, 856c *En la mout fort esterna* (Weg), 892a *Lo princeps*, 911d mit diesem Vers schließt die Rede (Ev. Joh. 20,15); dann *Si tan ab*, 950d *Quels aon* (von *aondar*), 960b *Guardal mort, qu'el s'en porta* „betrachte den Toten, was er mit sich nimmt“, 984a *Savis es bos amichs E foyls no, nes pot far; Ans te dara d.*, 985c *car lon auria (je l'en avroie chier)*, 1004c *es es Hom vils, ses desonora, Ses femna morts*, 1008 *Barayl et apretura* Händel und Gedräng, 1028b *Be et adrechamens Et alegra(-mens)*, 1095a *la naffra sana*, 1120b *mot* „Wort“, 1125b *per san tornar* „um wieder gesund zu werden“, 1128d *don quecs se playn*, 1140a *De fanc e sperit fo Hom, et non er payats Del tot, ne aura pro, Tro*, 1168a *servix*. — Sehr viel bleibt auch noch für den Nachweis der Geschichten zu thun, auf die der Dichter zur Bekräftigung seiner Lehren hinweist; oft hindert die Kürze, deren er sich befeilst, ein sofortiges Erkennen nicht (z. B. 1166 = Decam. III 3, vielleicht 689 = Decam. III 2), oft aber läßt sie dem, der erraten möchte, gar zu viel Spielraum. Nicht minder wird nach älteren Moralisten, deren Sprüche Guillem sich angeeignet hat, weiter zu suchen sein. ZweckmäÙig wäre es gewesen, die Sprüche nicht so ganz ungesondert aufeinander folgen zu lassen; mehrere Alexandrinerpaare pflegen jeweilen in engerem Zusammenhang unter sich zu stehen, wie dies denn auch durch die von Herrn Thomas weggelassenen Inhaltsangaben am Rande der Handschrift angedeutet ist. Sollten diese durchaus unterdrückt werden, so hätte die Druckeinrichtung Ersatz dafür bieten können. Auch der Index scheint nicht glücklich angelegt und ist in seinem lexikalischen Bestande etwas zu knapp. Möge der Herausgeber der Dichtung weitere Arbeit zu widmen nicht müde werden, der Text auch das prüfende Auge dessen auf sich ziehen, bei dem in novellengeschichtlichen Nöten schließlichs immer Hilfe zu finden ist. — 111. E. Rolland, *L'escriveto, chanson populaire du midi de la France*. Weitere Versionen eines Volksliedes, mit dessen Verbreitung sich schon Nigra (Rom. XIV 231 ff.) beschäftigt hatte. — 125. L. Havet, *Le décasyllabe roman*. Derselbe wird hier aus dem iambischen Trimeter mit paroxytonischem Schlufs des griechischen Mittelalters abgeleitet, einem Verse, aus dem sehr wohl der französische hätte werden können, der aber lateinisch müÙte nachgewiesen werden.

126. Mussafia, *Alcuni appunti sui „Proverbi volgari del 1200“ ed. Gloria*. Wertvolle Berichtigungen zum Texte und zu den Deutungsversuchen.

129. P. M., *Un nouveau manuscrit du roman de Jules Cesar par Jacot de Forest*. Handschrift in Rouen.

130. E. Pasquet, *Quelques particularités grammaticales du dialecte wallon au XIII^e siècle. les fūr lor* (s. Verm. Beitr. S. 74 Anm.); erste Person des Plurals im Perfectum erster Konjugation auf *-ons*; *-ins* für *imes*, lange hervorgehoben von H. Suchier, *Ztschr.* II 258 Anm. 2; s. auch *aportans* für *aportames* BCond. 279, 310, was Scheler verkannt hat). A. TOBLER.

134. J. Cornu, *L'adjectif possessif féminin en lyonnais*. Das weder von Flechtner noch von Philipon (wohl aber von Zacher Beitr. z. Lyoner Dial. S. 52) erwähnte *min* ist durch dem *m* im Silbenanlaut zu verdankende Nasalierung aus *mi* entstanden, *-ia* wird regelmässig zu *i*. *Sin* (Zacher belegt auch *si*) ist erst nach *min* gebildet, *meīna* in der französischen Schweiz hat das *a* des Feminins wieder bekommen.
W. MEYER.

135. G. P., *La Poétique de Baudet Herenc*. Letzteres ist die richtige Lesung des Namens des Verfassers der bis jetzt kaum bekannten Poetik, die sich in der vatic. Hs. Reg. 1468 findet. Herr Langlois hat sie abgeschrieben.

BESPRECHUNGEN: V. Henry, Contribution à l'étude des origines du décasyllabe roman (G. P.); La Chanson de Roland, éd. Clédat, mit zahlreichen wichtigen Bemerkungen zur Kritik des Textes (G. P.); Vising, Sur la versification anglo-normande (P. M.). — Périodiques, Chronique.

A. TOBLER.

Erwiderung.

In den „Ausgaben und Abhandlungen“, ed. Stengel, L findet sich als Nachtrag eine längere Entgegnung von L. Römer, die sich gegen meine Recension seiner Arbeit über die volkstümlichen Dichtungsarten der altprovenz. Lyrik (Ztschr. f. rom. Phil. IX 156 ff.) richten soll.¹

Auf diese Entgegnung erwidere ich Folgendes:

Der ausdrücklichen „Absicht“ weitschweifig zu sein habe ich Verfasser nicht beschuldigt, da ich wohl verstehe, wie man in Ermangelung positiver Resultate unwillkürlich dazu gelangt, den Stoff breit zu treten und allerhand untergeordnetes Beiwerk zu bringen. Dafs dieses Beiwerk (Silbenzählen, bibliogr. Notizen, Inhaltsangaben) — „formale Zusammenstellungen“ — neu sei, habe ich nicht bestritten, vielmehr anerkannt; ich hätte auch erwähnt, dafs Verf. in dieser oder jener Einzelheit in einer Anmerkung und im Exkurse Richtiges gegeben hat, wenn das nicht bei einer Schrift von 84 Paragraphen selbstverständlich wäre; wenn aber Verf. daraus die Existenzberechtigung seiner Arbeit herleiten will und immer von „Untersuchungen“ spricht, so ist dies nach wie vor entschieden zurückzuweisen. Der Irrtum des Verf. hängt mit seiner Vorstellung von „neu“ zusammen, die eine äufserst wandlungsbedürftige ist: Von „neu“ kann nicht die Rede sein, wenn man vage Hypothesen bringt, sondern nur, wenn man etwas bis dahin Unbekanntes beweist, oder doch wahrscheinlich macht. Daher ist denn unverständlich, wo das Neue in den Abschnitten über die Alba — Verf. giebt keine Resultate an — über die Pastorela, von deren Volkstümlichkeit schon lange vorher gefabelt worden ist, und über die anderen Dichtungsgattungen liegen soll. Die Anmerkungen sind allerdings neu, aber sie sind auch zum grössten Teile dem entsprechend. Da, wo Verfasser hätte Neues bringen können, indem er ein-

¹ Der Wunsch des Herrn L. Römer, diese Entgegnung in der Rom. Ztschr. veröffentlicht zu sehen, mufse unerfüllt bleiben, weil die Entgegnung die Vorhalte des Recensenten der Zeitschrift durchaus nicht entkräftete. Red.

schlägige ungedruckte Lieder analysierte, ist nichts zu finden (s. § 16, p. 10** p. 26 no. 27).

Im Einzelnen ist Folgendes zu sagen:

Meine Bemerkung zu der Esdemessa mag wohl stark sein, hat aber den Vorzug, dem Sachverhalte zu entsprechen. Wenn Jemand über eine Liedergattung etwas schreiben will, so muß man verlangen, daß er sich zuerst die Bedeutung des Namens klar zu machen sucht, indem er in das Wörterbuch sieht, oder auf die betreffenden Stellen in der Lektüre achtet. Das hat aber Verf. garnicht unternommen, sondern ist blindlings, ohne zu prüfen, Diez und Bartsch gefolgt. Warum ich übrigens nicht ebenso gut als Levy die richtige Deutung des Wortes gegeben haben soll, ist absolut unersichtlich; nebenbei gesagt, habe ich zuerst darauf aufmerksam gemacht, daß die Esdemessa keine Liedergattung gewesen sei (s. I. These zu meiner Dissertation vom 14. Febr. 1883).

Die Konjektur „Arnaldon“ für „accalaon“ ist und bleibt „unverständlich“. Ich hätte darauf garnicht Gewicht gelegt, wenn der Fall nicht ganz charakteristisch wäre. Wenn Jemand, der methodisch arbeitet, eine Konjektur machen will, so achtet er, abgesehen von andern Erfordernissen, vor Allem darauf, ob die Stelle mit Einsetzung des konjizierten Wortes einen Sinn giebt; das hat Verf. aber nicht gethan, es genügt ihm, daß in der 2 Strophe „Arnaldon“ vorkommt. Was soll denn das heißen:

l'autrier fui Arnaldon
e[n] un chastel bels e bon?

Da Verfasser kein Komma vor Arnaldon setzt, so meint er vielleicht „neulich war ich, nämlich Arnaldon, in etc.“, aber hat er denn nicht gleich gesehen, daß Arnaldon — das Gedicht ist keine Tenzzone — in der 2 Strophe angedredet wird? oder Verf. meint vielleicht „neulich war ich, o Arnaldon, in etc.“, aber dann hätte er es durch Setzung eines Kommns vor Arnaldon anzeigen müssen; allein auch so ist es — abgesehen von der ganz unmotivierten Anrede an dieser referierenden Stelle — syntaktisch kaum zu rechtfertigen.

Die Bemerkung des Verf. hinsichtlich des anonymen Gedichtes „l'autrier cuidai aver druda“ verstehe ich nicht. Es handelt sich doch darum, daß man nicht ein Lied, dessen Anfangszeile kein Urteil über seinen Inhalt gestattet, — das „l'autrier ist natürlich ganz äußerlich, und berechtigt nicht eine Beziehung zu konstatieren — ohne weiteres unter diese oder jene Gattung rubrizieren soll. Dieses einfache methodologische Prinzip ist dem Verf. verborgen geblieben. Der Umstand, daß sich in diesem Falle seine Vermutung bestätigte, könnte natürlich an dem Grundsatz nichts ändern; daß sie sich nicht bestätigt hat, würde ich — ohne es zu urgieren — durch Abdruck des fraglichen Gedichtes gezeigt haben, wenn nicht Herr Stengel selbst die Freundlichkeit gehabt hätte, mich dessen zu überheben.

Was die auf die retroencha bezüglichen Stellen betrifft, so räume ich gerne mein Versehen ein. Bei zwei Stellen hat mich der Umstand irre geleitet, daß Verf. nur auf dieselben verweist, während er die anderen vollständig citiert.

Ich habe wohl gesehen; daß Verf. die Glaubwürdigkeit der Trobadorbographien in P bestreitet, er kann aber nicht verlangen, daß man darauf

etwas geben soll, bevor er es nicht begründet und bevor es ihm vor allem nicht gelungen ist, das Glaubwürdige von dem Unglaubwürdigen in den betr. Biographien zu sondern.

Es bleibt noch Einiges über die sogenannte Volkstümlichkeit in der provenzalischen Lyrik zu bemerken:

Dafs Gelehrte wie Grimm, Diez, Ferdin. Wolf u. a. überall gerne volkstümliche Elemente entdeckten, ist ja bekannt: sie schlossen sich darin nur der romantischen Richtung an. Wenn aber jetzt, nachdem man mit Recht demgegenüber weit nüchterner und objektiver geworden ist, Verfasser kommt und, ohne Anhaltspunkte zu haben, sich nicht genug thun kann im Wiederholen der abgestandenen Redensarten über den volkstümlichen Gesang, so ist das in der That verdrießlich. Wir haben gar keine Beweise von dem Vorhandensein eines provenz. Volksgesanges vor der lyrischen Kunstpoesie. Wenn es in der Biographie des Cercalmon heifst, dafs er „pastorelas a la usanza antiga“ dichtete, so ist „antiga“ natürlich vom Standpunkte des Biographen gesagt; vermutlich glichen sie denen des Marcabrun, von welchen die späteren Pastorelas, die nordfranz. Einfluss erfuhren, im Tone ziemlich stark abwichen. Die Sache mit Otto von Moncada ist ja ganz zweifelhaft, und würde, falls Otto wirklich so früh gelebt haben sollte, doch nur dafür sprechen, dafs früher schon eine Kunstdichtung vorhanden gewesen sei, von der uns nichts erhalten. Die Stelle, welche Verf. aus Guir. v. Borneil anführt, ist ja gerade beweisend für meine Ansicht von der Entstehung der vermeintlichen Volkslieder: G. will eben, dafs sein einfaches leicht verständliches Lied ins Volk dringe und von den Mädchen gesungen werde und das ist auch gewifs der Fall gewesen, aber folgt denn daraus im Geringsten, dafs dieser „volkstümliche Kunstgesang“ sich „an die Lieder des Volkes angelehnt hat“? Vollends merkwürdig aber ist es — und damit komme ich speziell zur Pastorela —, wenn Verf. die Stelle von Gui d’Uisel anzieht, wo der Dichter die Schäfer singen hört „mort m’an semblan traïdor“; oder glaubt Verfasser allen Ernstes, dafs der Schäfer so gesungen hat? Dafs die Hirten getanzt und auf urprimitive Weise gesungen haben, kann wohl sein, aber was hat das in aller Welt mit den uns vorliegenden Pastorelen zu thun?

Vielmehr mufs doch jeder, der nicht den Fehler begeht, seine Empfindungen und Fähigkeiten bei ganz ungebildeten Menschen vorauszusetzen, sogleich sehen, dafs die Pastorelas ganz spontan in höfischen Kreisen entstanden sind — auch Marcabrun wendet sich wie alle Trobadors an die höfische Gesellschaft —, um durch den Gegensatz dieselben zu belustigen. Gröber hat dies hinsichtlich der altfranz. Pastourelle richtig betont, die, wenn man Leichtverständlichkeit und Naivetät Volkstümlichkeit nennen will, einen viel gröfsern Anspruch darauf machen kann, als die steife provenzal., und auch Bartsch hat schliesslich die spontane Entstehung in höfischen Kreisen zugestanden (Alte franz. Volkslieder p. XVI). Im Übrigen bieten ja ein treffliches Analogon die modernen Dorfgeschichten, in denen den Bauern oder Arbeitern subtile Empfindungen beigelegt werden, an die nur der Städter glauben kann, der niemals auf dem Lande gewesen ist, und nicht weifs, wie es dort zugeht.

Hinsichtlich der Tanzlieder brauche ich kaum zu sagen, dafs auch sie meiner Meinung nach ihre Entstehung den Bedürfnissen der höfischen Gesellschaft verdanken; ihre Anonymität erklärt sich, wie auch Verf. richtig be-

merkt, aus dem Zwecke, dem sie dienen, dafs in ihnen natürlich ein anderer Ton angeschlagen wird, als in den Canzonen, versteht sich von selbst; warum sie nun aber wieder „Juwel lyrischer Volkspoesie“ sein sollen, ist mir unerfindlich. — Der Versuch, durch metrische Betrachtungen die Volkstümlichkeit erweisen zu wollen, mufs deshalb stets als verfehlt bezeichnet werden, weil wir viel zu wenig von der Herkunft der von den ersten Trobadors angewendeten Metra wissen.

Wenn also einerseits nichts das Vorhandensein eines früheren provenz. Volksgesanges beweist, andererseits aber die provenz. Lyrik eine Vorstufe gehabt haben mufs, so liegt es, ziemlich nahe, in der lat. Vagantendichtung die Vorschule zu sehen, in der die ersten uns unbekanntes Trobadors ihren Stil geübt haben. Diese Ansicht läfst sich vorläufig durch nichts beweisen, und ich habe daher auch nur vom Erwägen der Möglichkeit gesprochen.

Schließlich sei bemerkt, dafs, wenn Herr Stengel sich erlaubt, in einer Redaktionsbemerkung meine Kritik eine tendenziöse zu nennen, er insofern nicht ganz Unrecht hat, als ihre Tendenz sich gegen den wissenschaftlichen Dilettantismus richtet, von dessen wahrhaft erschreckendem Umsichgreifen Römer's Schrift nur als ein Beispiel aus vielen Zeugnis ablegt.

O. SCHULTZ.

Neue Bücher und Schriften,

die bei der Redaktion der Romanischen Zeitschrift eingingen:

G. Körting, *Encyclopädie und Methodologie der romanischen Philologie*, mit besonderer Berücksichtigung des Französischen und Italienischen. 3. Teil. Die Encyclopädie der romanischen Einzelphilologien. Heilbronn 1886. Gebr. Henninger. 8°. XX 838 SS. Preis 10 Mark.

Internationale Zeitschrift für allgemeine Sprachwissenschaft herausgegeben v. F. Techmer. I. Band, 2 Hälfte. 2. Band, 1. u. 2. Hälfte. Leipzig 1884-6. A. Barth.

Daraus mögen hier folgende Abhandlungen hervorgehoben werden:

K. Brugmann, *Zur Frage nach den Verwandtschaftsverhältnissen der indogermanischen Sprachen*, zeigt, daß nur mit Hilfe einer großen Masse von Übereinstimmungen in lautlichen, flexivischen, syntaktischen und lexikalischen Neuerungen der Beweis für nähere Gemeinschaft zweier oder mehrerer Sprachen erbracht werden könne. In derselben Überzeugung ordnete I. Ascoli die rätorroman. Mundarten zusammen und schied das Frankoprovenzalische vom Französ. und Provenz. aus. — N. Kruszewski, *Principien der Sprachentwicklung*, erläutert mit nicht ausreichender Klarheit die Arten und Ursachen der Veränderungen in der Sprache. — A. Lundell, *Sur l'étude des patois*; beherzigenswerte Winke über die Anforderungen an Erhebungen über lebende Volkssprache und Litteratur und Sitte des Volkes, die zu wissenschaftlicher Bearbeitung tauglich sein sollen. — F. Pott, *Einleitung in die allgemeine Sprachwissenschaft. Zur Litteratur der Sprachkunde im Allgemeinen*. Der Verf. begleitet die systematische Übersicht über die sprachwissenschaftliche Litteratur mit interessanten polemischen Exkursen, in denen er gelegentlich auch Stellung zu den neueren Richtungen in der sprachphilosophischen und sprachgeschichtlichen Forschung nimmt. Ein zweiter Abschnitt: *Zur Litteratur der Sprachkunde im Besonderen, I. Asien*, führt in ähnlicher Weise die Litteratur über die Sprachen Asiens vor. — Techmer, *Grundzüge des allgemeinen Sprachtypus von W. v. Humboldt*. Aus einer ungedruckten Hs. Der mitgeteilte Abschnitt handelt vom Wortvorrat der Sprachen, vom Gange der Wortbildung und Wortvermehrung einer Sprache, vom Wort und bezeichneten Gegenstand, von den Wirkungen des gesprochenen Wortes auf den Geist des Hörers u. s. w. — Ders., *Sprachentwicklung, Spracherlernung, Sprachbildung*. Anweisung für das Spracheerlernen (der Schriftsprache und fremde Sprache) auf induktivem Wege nach den Grundsätzen der psychologischen Pädagogik. — G. Michaelis, *Über das mittlere a*, erklärt sich gegen die Beseitigung eines weder palatal noch labial gefärbten, centralen (spezifischen) a-Lautes im Vokalsystem mit überzeugenden Gründen. — F. Techmer, *Bibliographie 1884*, bespricht in lehrreicher Weise besonders die neue lautphysiologische Litteratur.

A. Darmesteter, *Le Démonstratif ille et le relatif qui en roman* (Aus: *Mélanges Renier*, 1886). Wie Tobler das roman. *lui* = lat. *illi* aus dem Dativ des correlativen Fragepronomens *cui* erklärte, so D. den Sgl.-Artikel *li* des Altfranz., *il, cil* u. s. w., aus einem der Frage *qui?* lautlich sich anpassenden **illi* = lat. *ille*. Der Beweis ist vollkommen geführt und von interessanten Nebenbemerkungen begleitet. Herr D., der meinen Aus-

führungen über ital. *egli* = illi ille beipflichtet, irrt sich wohl, wenn er im Hinweis darauf bemerkt, ich hätte rom. *illi* = lat. ille durch Analogie von ital. *credi, crede*, Imperativ 2. Sgl. zu *credo*, erklärt. Wo wäre das geschehen?

- M. Fuchs, *Die Fabel von der Krähe, die sich mit fremden Federn schmückt*, Diss. Berl. 1886. Eine aufmerksame Vergleichung alter, mittelalterlicher und der Neuzeit angehöriger Bearbeitungen jener Aesopischen Fabeln. Das Augenmerk ist dabei auf die bewußten und mißverständlichen Abänderungen, der ältesten bekannten Darstellungen und auf die Angemessenheit der mit der Fabel verbundenen Moral gerichtet. Die auf den letzten Punkt bezüglichen Bemerkungen des Verf. sind z. T. anfechtbar.
- P. Schlösser, *Die Lautverhältnisse der Quatre Livres des Rois*; Bonn. Diss. 1886. Der fleißigen Arbeit liegt eine Vergleichung der Hs. mit der Ausgabe zu Grunde. Die Darlegung der lautlichen Seite des Textes ist die übliche: neben dem mundartlich oder chronologisch Bemerkenswerten auch Angabe des gemein-altfranz. Lautstandes. Keine empfehlenswerte Neuerung ist die Scheidung der vortonigen Vokale als nebetonige und unbetonte (oder nach Schumann und Harseim: der nebetonigen und vortonigen Vok.). Sie ist didaktisch verfehlt, weil sie die Übersicht nicht erleichtert, und sachlich unbegründet, weil der sog. Nebenton und die Tonlosigkeit nicht Bedingungen spezieller Lautbildung sind. Dazu kommt, daß der Verfasser französische Wortgebilde mit lateinischen Grundwörtern oft auf eine Linie stellt. Bei Beachtung der Wortschichten würden reinlichere Resultate erzielt worden sein. Gar manche Auffassungen der behandelten lautlichen Vorgänge sind bestreitbar, oder zu verwerfen. Zu genauer Datierung des Textes führt die Arbeit nicht. Eine vor ca. 4 Jahren in Straßburg approbierte Untersuchung von Sprache und Text des Q. L., die aus mir unbekanntem Gründen noch nicht gedruckt ist, wird einiges zur Ergänzung des Specimens Sch.'s beizutragen vermögen.
- W. Golther, *Das Rolandslied des Pfaffen Konrad, seine poetische Technik im Verhältnis zur franz. Chanson de Roland, wie sie in den Texten O (Oxford) und V^a (Venedig) vorliegt*. München. Diss. 1886. Eine Erledigung der Frage nach K.'s Selbständigkeit gegenüber der franz. Quelle wird durch unsere ungenügende Kenntnis der Grundlage K.'s erschwert. Da die Stellung K.'s zur Überlieferung der Rolandsdichtung noch nicht bestimmt ist, hätte der Verf. neben O und V^a die anderen Redaktionen mehr berücksichtigen müssen. Indessen vergleicht er nicht ohne kritische Vorsicht und versteht seine Aufgabe. Das Dichterbild (S. 48), an dem K. gemessen wird, ist aber subjektiv konstruiert, es dient auch kaum K. zu heben. Der veränderten metrischen Form bei K. legt Verf. zuviel Gewicht hinsichtlich ihres Einflusses auf die Umgestaltung der Grundlage bei, ebenso der franz. Tirade bezw. ihres Einflusses auf die Darstellung im französ. Epos. Die Frage nach den „Paralleltiraden“ kann nicht so im Vorbeigehen (S. 39 f.), durch Hinweis auf ein paar sog. Analogien (S. 46) erledigt, oder durch ein Kompromis unter den bestehenden Ansichten abgemacht, vielmehr nur durch exakte Analyse der franz. Epen mit und ohne Paralleltiraden und aus der Geschichte der vaterländischen Epik Frankreichs zu lösen gesucht werden.

GR.